In seinem Werk lebendig

Als wir von seinem Tod erfuhren, waren wir schon darauf gefaßt gewesen. Daß es dennoch schwerfällt, sich damit abzufinden, mag auch in der Erkenntnis begründet sein, daß da eine der stärksten Persönlichkeiten unserer Gegenwartsliteratur von uns gegangen ist, ein Dichter, der soeben erst, mit seinem Trakl-Essay, nun Credo und Vermächtnis in einem, den Kulminationspunkt seiner Wirksamkeit erreicht hatte und in seinem Werk noch ganz lebendig ist.

Vor zwanzig Jahren habe ich einmal in einer gelegentlich verfaßten Porträtstudie Franz Fühmann mit einer Plastik von Barlach verglichen:

... ich könnte mir vorstellen, daß auch Fühmann die Werkstatt Barlachs nicht verlassen hätte, ohne abgebildet zu sein.

(Nun hat es Wieland Förster getan, und Fühmann selber hat dieses Tun beschrieben, neugierig und hingerissen.) Und ich sagte von ihm:

Er hat etwas von jenen Geschöpfen, die gegen den Wind schreiten und nachdenken; die ein Buch lesen und sich ein Wort merken, das ihnen ans Herz rührt; die lange schweigen und dann eindringlich, unwiderlegbar weitersagen, was sie erkannt haben, was in ihnen Gestalt gefunden hat.

Ich mochte dabei an den „Wanderer im Wind“ gedacht haben, auch an den „Spaziergänger“, den „Buchleser“. Ich sehe ihn so wenig als Kunstfigur, wie Barlachs Plastiken, denen er sich damals gerade in seiner Erzählung verpflichtet hatte, „Kunstfiguren“ sind. Dahinter steckt ein Leben, das in die Welt will, ob aus dem Holz heraus oder aus dem Buch.

So mußt du sein, dir kannst du nicht entfliehen...

Franz Fühmanns Weg war Wandlung, nicht Flucht – weder vor der Vergangenheit noch vor sich selbst. Und erstaunlich die Konsequenz, mit welcher er schließlich unbeirrbar diesen Weg verfolgte, in unbedingter Wahrhaftigkeit Ästhetik und Ethik kongruent zu machen.

Seine Bücher gehörten zu jenen, für die man Stammkunde in einer Buchhandlung sein mußte. Er schrieb mir einmal, als ich ihm zum 50. Geburtstag gratuliert hatte, ich setze ihn zu Unrecht an die „Spitze der Fahnenstange“. Aber in ihm verbanden sich Elemente, die schlechthin vorbildlich sein sollten für ganze künftige Schriftstellergenerationen. In seiner Laudatio auf Georg Maurer nannte er unseren gemeinsamen Freund nach dessen Tod einen „Wüstling an Arbeit und Selbstverschwendung“. Gleiches hätten wir ihm vorwerfen sollen, nun müssen wir auch ihm das gleiche nachsagen. Aber die Kunst verlangt, wie die Wahrheit, diese Strenge, diese Disziplin gegen sich selbst. Die Erkenntnis, daß er, der „individuell Schuldlose“, letztlich „Auschwitz verteidigt“ hatte, daß also „damit der Unterschied zwischen mir und Höß nur graduell war“, hat ihn zum Sozialismus geführt, zu dem „in staatlicher Gestalt existierenden Sozialismus“, dem er mit all seiner schöpferischen Kraft und konstruktiver Kritik verpflichtet blieb. Seine rigorose Wahrhaftigkeit hat ihm weithin Hochachtung eingetragen, zumal sein lyrisches, episches und essayistisches Werk zweifellos zu den weltliterarisch wichtigen Leistungen unserer Zeit gehört.

Wir haben zusammen angefangen in jener Aufbaubegeisterung vom Anfang der fünfziger Jahre, wo noch alles offen war, wir voller Idealismus, die neue Welt voller Möglichkeiten. Als wir, nicht wenige seiner Altersgenossen ähnlicher Herkunft, noch tief in der (sozialistischen) Idylle befangen waren, legte er schon seine „Fahrt nach Stalingrad“ vor, die Georg Maurer zu dem Ausruf „Ecce poeta!“ zwang. Wahrhaftig, da war ein Dichter, und die Konsequenz, mit der er die tagesaktuellen Oberflächlichkeiten, die uns noch lange zu schaffen machten, abstreifte und zu gültigen Leistungen gelangte, machten die nachdrückliche Forderung, die er vor zwanzig Jahren stellte, „entschieden auf die Hebung der Qualität in Literatur und Kunst...

hinzuwirken“ und seine Absage an „gepflegte Selbstgefälligkeit“ gewichtig. Früher als so mancher promovierte Gesellschaftswissenschaftler war er sich der Widersprüchlichkeit von Realität und Realismus bewußt. Ich erinnere mich an eine hitzige Lyrikdebatte im Schriftstellerverband, nach welcher er mir unmutig gestand:

Hier sitzen wir und diskutieren – ganz woanders ist die Kunst – und noch viel weiter weg das Leben.

Resignation? Ich hatte damals das Gefühl, dies sei der Grund, weshalb er eines Tages abrupt aufhörte, Gedichte zu schreiben, gerade als er in die erste Reihe der Lyriker unseres Landes eingerückt war. Er hatte es auch selbst so in die Welt gesetzt – Zweifel an der gesellschaftlichen Wirksamkeit von Dichtung. Aber gerade da begann er mit einer Unerbittlichkeit der Fragestellung, mit einer Genauigkeit des Prüfens Kunst und Leben in die dialektische Zwickmühle zu nehmen, welche der Spezifik sozialistischen Kunstschaffens wichtige neue Erkenntnisse aufgeschlossen hat. Man lese seine Essays - alle! –, und man lese sie immer wieder!

Seine größte Liebe gehörte den Kindern, und die Bücher, die er für sie schrieb, sind Lehrbücher der herrlichsten Art, auch für Lehrer zu lesen.

Der Zukunft zugewandt.

Günter Deicke, Neue Deutsche Literatur, Heft 11, November 1984